

Die Hegemonie der „Gutmenschen“

Die erste Schwierigkeit, sich mit den Ansichten Connells auseinanderzusetzen, liegt in der neuen weiblichen Identität der Sozialwissenschaftlerin begründet [1]. Das Buch, auf das ich mich hier beziehe [2], hat sie noch als Mann geschrieben und es regte damit zu einer Auseinandersetzung mit dem männlichen Autor an. Ihre neue Identität ist ebenfalls ernst zu nehmen und dies wirft ein differenziertes Licht auf ihre teilweise problematischen Ansichten. So wollte ich meine Ausführungen ursprünglich unter den Begriff der „männlichen Selbstentwertung“ stellen, denn als nichts anderes sind Connells Thesen zu verstehen, wenn sie von einem Mann verfasst werden. Werden sie von einer Frau geschrieben, sind sie gespeist von Männerverachtung, was innerhalb der feministischen Forschung jedoch so häufig ist, dass sie kaum Beachtung verdienen und die Thesen hätten auch innerhalb der Männerforschung sicher nur wenig Aufmerksamkeit bekommen. Der Wechsel von einer männlichen zu einer weiblichen Identität legt jedoch den Schluss nahe, dass die in Connell vermutlich schon sehr lange bestehende *Ablehnung des eigenen Mannseins* ihre wissenschaftliche Arbeit im hohen Maße bestimmt hat. Die Arbeiten Connells können damit als eine Form der Lebensbewältigung verstanden werden, deren Hauptmanko darin besteht, dass sie sich den Anschein objektiver Wissenschaft geben.

Damit eröffnet sich jedoch auch die Frage, warum Connells Ansichten trotz mangelnder wissenschaftlicher Seriösität innerhalb der Männerforschung solch eine Resonanz gefunden haben. Insbesondere ihre These von der „hegemonialen Männlichkeit“ wird vergleichsweise häufig als Erklärungsfolie für das So-Sein der Männer genutzt. Sie soll die Kraft des Patriarchats aufdecken, die in die Persönlichkeiten der Männer und in die privaten wie die gesellschaftlichen Beziehungen hineinwirkt. Auf Grund der großen und oft positiven Rezeption von Connells Konstrukt erscheint es mir nun eben doch wichtig, mich mit ihr auseinanderzusetzen, zumal ich Connells Ansichten nicht nur als wenig hilfreich, sondern als destruktiv ansehe. Durch ihre Theorien werden die problematischen Seiten gegenwärtiger Männlichkeiten, gegen die sie zu kämpfen vorgibt, fortgesetzt und verfestigt.

Eine Polemik gegen R.W. Connells Buch „Der gemachte Mann“.

DR. MATTHIAS STIEHLER

Ausgangspunkt der Überlegungen Connells ist die soziologische Analyse (oder auch nur Behauptung?), dass Frauen in unserer Gesellschaft grundsätzlich benachteiligt und unterdrückt sind. Männer seien diejenigen, die die gesellschaftliche Macht besitzen und damit die Schuld an diesem und am grundsätzlichen Elend der Welt tragen. Indem Connell diese These auf allen gesellschaftlichen Ebenen, also auch in den privaten Beziehungsstrukturen zu verifizieren sucht, begibt sie sich explizit auf ein Gebiet, von dem sie keine fundierten Kenntnisse hat und das sie mit populärwissenschaftlichem Halbwissen zu erobern sucht: der Psychologie und hier insbesondere der sich in der Kindheit vollziehenden Persönlichkeitsentwicklung.

Zwar stellt Connell in ihrem Buch *Der gemachte Mann* prominente psychologische Theorien vor. Aber es wird schnell deutlich, dass sie keine fundierten Kenntnisse von der kindlichen Entwicklung hat, Mannsein von vornherein durch eine Negativfolie sieht und ihr neuere Entwicklungslinien tiefenpsychologischer Theorien unbekannt sind. Besonders augenfällig wird dies immer dort, wo sie ihre Ansichten mit konkreten Beispielen zu belegen sucht. Um nur drei Beispiele zu nennen:

(a) Sie beschreibt die Entwicklung einer narzißtischen Persönlichkeit als Ergebnis des Prozesses als Jugendlicher bzw. junger Erwachsener des betreffenden Mannes (S. 83). Damit zeigt Connell ihre Ahnungslosigkeit bei der Entstehung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. Diese sind in deutlich früheren kindlichen Entwicklungsstadien zu verorten, konkret in den ersten Lebensjahren, also einer Zeit, in der der mütterliche Einfluss auf das Kind besonders groß ist (!). Schon dieses Beispiel ist ein anschaulicher Beleg für das Bemühen Connells, alles und jeden in ihr Schema „Hegemoniale Männlichkeit ist Schuld selbst an männlicher Not und diese reproduziert sich durch den Einfluss der Väter oder der älteren Brüder“ einzupressen und dabei die Wahrheit so zu verdrehen, wie sie es braucht.

(b) Auch ihr Umgang mit dem „Ödipuskomplex“ zeugt von einem eher verschwommenen Bild, das sie sich von der frühkindlichen Entwicklungsdynamik macht (bspw. S. 145). Die Identifikationen des Sohnes mit Vater oder Mutter werden als jeweils gleich möglich angesehen und immer dann für gut befunden, wenn sie mutterverhaftet bleiben. Auch hier folgt Connell dem eigenen ideologischen Schema und nimmt weder die kritische Diskussion zum Ödipuskomplex innerhalb der tiefenpsychologischen Theoriebildung zur Kenntnis noch hat sie überhaupt eine Ahnung von der elterlichen Beziehungsdynamik, die sich in vielfältiger Weise auf Kinder auswirkt und die gerade in der entscheidenden frühen Kindheit (etwa den ersten drei Jahren) wesentlich von der Mutter geprägt ist.

(c) Wie wenig Connell von dieser frühen Entwicklungsphase eines Kindes Kenntnis hat, zeigt auch ihre oberflächliche Darstellung von Kindheitssituationen der Interviewten (bspw. S. 137), die manchmal selbst den populärwissenschaftlichen Rahmen verlässt – etwa wenn sie für Lebensstile, die sie für „gut“ befindet, einfach mal unproblematische Kindheitsentwicklungen behauptet, und umgekehrt. Für sie kann nicht sein, was nicht sein darf. Auch wenn damit bar jeder Fachlichkeit ein Maßstab entwickelt wird, der mehr über ihr Denken als über die Persönlichkeiten der Interviewten Auskunft gibt [3].

Fundierte Wissenschaftlichkeit scheint also nicht für den Erfolg Connells auch in der hiesigen Männerforschung verantwortlich zu sein. Die angesprochenen Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen und offenbaren im Grunde, dass es um Meinungen und Ideologien, jedoch nicht um Wahrheiten geht. Neben dem angesprochenen Buch soll hierfür auch ein Aufsatz zur Männergesundheit angeführt werden. Da es sich hier um mein spezifisches Fachgebiet handelt, ist mir das Ideologieverhaftetsein Connells besonders auffällig. In diesem Aufsatz „Das Konzept des Geschlechterverhältnisses in Forschung, Politik und Praxis“ [4] bemüht sich ein Forscherteam um die australische Wissenschaftlerin aufzuzeigen, dass es ein Männergesundheitsproblem gar nicht gibt. Begründet wird dies mit der Behauptung, dass Männer als solche – im Gegensatz zu Frauen – nicht benachteiligt seien. Daher kann es gar kein Männergesundheitsproblem geben. Vielmehr handelt es sich um Probleme von Männern, die auf Grund anderer sozialer Merkmale benachteiligt seien.

Richtig erkennt das Wissenschaftlerteam, dass gesundheitliche Probleme einer sozialen Gruppe deren gesellschaftliche Benachteiligungen aufzeigen. Deshalb darf es nach Meinung des Forscherteams ja auch keine Männergesundheitsprobleme geben. Dass damit an ganz normalen Gesundheitsdaten vorbei argumentiert wird, erschließt sich jedem, der ein klein wenig mit Mortalitäts- und Morbiditätsstatistiken vertraut ist. Aus dem Merkmal „männliches Geschlecht“ resultiert eine Vielzahl spezifischer Gesundheitsprobleme, dies ist wissenschaftlich unumstritten. Eine Benachteiligungsdiskussion müsste daher schon aus wissenschaftlicher Redlichkeit Männer einschließen! Für Connell jedoch steht Ideologie über Wahrhaftigkeit. Indirekt gibt sie das sogar zu (S. 64).

Dieser Befund verlangt nach Verstehen – und zwar in zwei Richtungen:

1. Wie lassen sich die Anschauungen Connells verstehen?
2. Warum haben ihre Behauptungen so viel Erfolg, obwohl sie unseriös argumentiert? Was also sind die interessanten Punkte in ihre Ausführungen und was ist daran – trotz ihrer Ideologisierung – vielleicht sogar positiv zu verstehen?

Zum ersten Punkt lassen sich in der hier gegebenen Kürze nur ein paar wenige Gedanken formulieren. Gern würde ich ihre Untersuchungsdarstellungen selbst wissenschaftlich analysieren, etwa mit einer qualitativen Forschungsmethode wie der „Grounded Theory“, die es vermag, auch untergründige Motivationen aufzudecken [5]. Solch eine Arbeit wäre jedoch sehr aufwendig und kann von mir nicht geleistet werden. Daher seien hier nur ein paar Punkte aufgezählt, die besonders auffällig sind.

Dazu zählt zuallererst das unreflektierte Gutfinden des Feminismus und feministischer Forschung. Das Problem hierbei ist, dass die unkritische Rezeption der feministischen Emanzipationsbewegung intrapsychisch eher als ein Symptom von Frauenverachtung zu verstehen ist, auf keinen Fall jedoch als Zeichen echter Wertschätzung und kritischer Solidarität. Aggressive Impulse, die nicht gelebt werden (dürfen), entwickeln sich fast zwangsläufig gegenüber der tabuisierten Gruppe zu einer unrealistischen Idealisierung, während die aggressiven Impulse gegen andere gerichtet werden. Klassisch wird dies als „Sündenbockmechanismus“ beschrieben.

Hier unterläuft Connell etwas, was innerhalb der Sozialwissenschaften ohnehin verbreitet ist: Bestimmte soziale Grup-

pen werden (oft zurecht) als gesellschaftlich benachteiligte Gruppen angesehen. Das führt dann jedoch nicht nur dazu, dass die *realen* Benachteiligungen angeprangert und die *realen* Verantwortlichen benannt werden. Vielmehr werden diese Gruppen als grundsätzlich gut identifiziert, weil sie benachteiligt sind (bzw. zu sein scheinen). Diese Wissenschaftler entwickeln damit ein Schwarz-Weiß-Schema, in welchem sie gesellschaftliche Erscheinungen, Haltungen und Stimmungen als verwerflich brandmarken und auf der anderen Seite die betroffenen Gruppen idealisieren, ohne dass diese Gruppen selbst analysiert werden. Daraus bildet sich eine Haltung, die dazu führt, dass die Mitglieder der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppen deswegen positiv gesehen werden, weil sie dieser Gruppe angehören. Beispiele hierfür sind Homosexuelle, Migranten, Gefängnisinsassen, Frauen. Ein normales Verhältnis zu anderen Menschen ist jedoch erst dann gegeben, wenn sie in ihren positiven und negativen Seiten real gesehen und auch real angesprochen werden. Genau das geschieht oft gerade durch die nicht, die sich einen diskriminierungsfreien Umgang mit diesen Gruppen auf die Fahne geschrieben haben. Das schlechte Gewissen, privilegiert zu sein, wird bei manchen dieser Wissenschaftler diese Haltung hervorgerufen, bei anderen auch Prägungen der eigenen Sozialisation.

Bei Connell kommt hinzu, dass sie ihre Vorstellungen, was „gut“ und „richtig“ ist, in alle Bereiche, insbesondere in der familialen Reproduktion, nachzuweisen versucht. Auch in diesem Bereich geht sie in unerschütterlicher Schwarz-Weiß-Rasterung und in vermeintlich funktionaler Identität zu gesellschaftlichen Machtstrukturen davon aus, dass Frauen und Mütter gut, Männer und Väter hingegen schlecht sind. Aus der Tiefenpsychologie wissen wir jedoch, dass nie nur der Vater an Fehlentwicklungen oder auch am kindlichen Elend schuld ist. Einen ebenso großen Anteil hat die Mutter. Diese sogar insofern noch deutlicher, weil sie in den entscheidenden ersten drei Lebensjahren eine oft exklusive Beziehung zum Kind einnimmt. Doch auch da lässt sich das Geschehen in der Regel als ein gesamtelterliches beschreiben. Von der elterlichen Beziehungsdynamik weiß Connell jedoch ebenso wenig wie von der Komplexität partnerschaftlicher Beziehungen überhaupt, zu denen beispielsweise auch weibliche Manipulation und Machtausübung gehört (bspw. S. 197).

Auf der frühkindlichen Ebene lässt sich Connells Haltung der unkritischen Frauen- und Mutterschonung als „Muttermord“ [6] deuten. Die zugehörige Aussage der Mutter lautet (nicht als direkte Rede, sondern als Haltung gegenüber dem Kind zu



© photocase.com #elstone



© photocase.com/# goenz

verstehen): „Du bist dann gut, wenn du auf meine Bedürfnisse achtest und sie erfüllst.“ Bei Söhnen, zu denen Connell in der Kindheit ja selbst zählte, ist diese Aussage insofern noch modifiziert, als dass zumeist ein Bezug auf den Vater hinzu kommt: „Dein Vater ist schlecht, weil er meine Bedürfnisse nicht so erfüllt, wie ich es mir wünsche. Werde besser als dein Vater!“ Auf der frühkindlichen Ebene lässt sich Connells Arbeit als verzweifelter Versuch verstehen, diesen mütterlichen Auftrag zu erfüllen! Das in ihm enthaltene Gegeneinander der Geschlechter, das ich als eines der Grundprobleme unserer Gesellschaft verstehe, setzt Connell demnach auf entschiedene Weise fort.

Zum zweiten Punkt der weiterführenden Gedanken: Warum haben Connells Ansichten so viel Erfolg?

Es wird deutlich, dass die Entwertung von Männlichkeit nicht nur der persönlichen Prägung und Entwicklung Connells zuzuschreiben ist, sondern in unserer Gesellschaft und insbesondere unter den Männern selbst (!) weit verbreitet ist. Dies betrifft oft und gerade auch Sozialwissenschaftler und sozial Engagierte. Die Ursachen dieses Engagements liegen dann nicht im Willen zu Wahrheit und echter Weltverbesserung, sondern im Bemühen, den mütterlichen Auftrag zu erfüllen [7]. Hier sollte die Erkenntnis helfen, dass „Frauenverstehen“ eben doch nur die Rückseite der „Frauenverachtungsmédaille“ ist. Beide Haltungen werden gespeist aus frühen Demütigungen des kleinen Kindes, aus denen sich in der weiteren psychodynamischen Entwicklung ein aggressives Potenzial bildet. Je nachdem, wie sehr diese Aggressionen verboten oder umgelenkt wurden, richten sie sich entweder nach innen oder nach außen. Eine wirklich neue Männlichkeit lässt sich auf diesem Weg jedenfalls nicht entwickeln. Das setzte einen Lösungsprozess aus der kindlichen Abhängigkeit von der Mutter voraus.

Das nun führt uns zu den Aspekten der Auseinandersetzung mit Männlichkeit, die beachtenswert sind und auf die uns Connell bei aller Begrenztheit – immerhin – aufmerksam macht:

1. – Eine Reihe von Eigenschaften, die Männern zugeschrieben werden, wie etwa Unterdrückung unangenehmer Gefühle, Leugnung seelischer Nöte, Externalität, riskante Lebensweisen u. a. m. sind durchaus als problematisch anzusehen. Das äußert sich unter anderem in der insgesamt ungünstigen gesundheitlichen Situation von Männern. Sicher ist, dass diese Eigenschaften nur in seltenen Fällen biologisch bedingt sind. Und so gibt es selbstverständlich soziale Konstruktionen von Geschlecht („Gender“), nur dass diese nicht als „Männlichkeit“, sondern als „entfremdete Männlichkeit“ verstanden werden sollten. Dies ist ein Begriff aus der Geisteswissenschaft, der besagt, dass nicht der Mann das Problem ist, sondern verfehltes Mannsein.

Eine solche Sicht ermöglicht es, kritische Seiten zu beleuchten, ohne Männlichkeit – auch traditionelle Formen – *an sich* zu diskreditieren. Hinzu kommt, dass damit weder Biologie und Körper noch die Unterschiede zwischen Frauen und Männern – seien sie biologisch oder kulturell bedingt – entwertet werden müssen. Das Entfremdungstheorem erlaubt es vielmehr zu erkennen, dass eine kulturelle Formung der Geschlechter zwar in jeder Hinsicht möglich ist. Aber vieles von dem Möglichen wirkt sich auch für die Männer selbst problematisch und krankmachend aus, ist eben entfremdend. Die normative Kraft des Körpers ist damit größer als Connell behauptet. Wir kommen nicht umhin, Maßstäbe für die Beurteilung kultureller Konstruktionen aus ihm heraus zu entwickeln. Connell hätte das erkennen können, wenn er sich nur einmal intensiver mit dem von ihm angeführten Wilhelm Reich befassen hätte.

2. – Trotzdem ist das bereits angesprochene Bemühen Connells durchaus zu würdigen, dass sie Sozialisierungserfahrungen als wesentlich für die Persönlichkeitsentwicklung ansieht. Dies wird derzeit auch durch die Hirnforschung bestätigt, durch die Tiefenpsychologie ohnehin. Allerdings ist dieses Geschehen weit komplexer als es ein Vulgärfeminismus Connell'scher Prä-

gung auch nur annähernd zu erfassen vermag. Die Beziehungen der Geschlechter – ob als Partner, Eltern oder auch überindividuell auf der gesellschaftlichen Ebene – sind geprägt von beiderseitigen Machtverhältnissen und Benachteiligungen, vom Miteinander (viel zu wenig) und Gegeneinander (viel zu oft). Es gibt nicht *die* Täter oder *die* Opfer. Nach meiner Erfahrung – auch als Paarberater – können Frauen und Männern nur gemeinsam gewinnen oder nur gemeinsam verlieren. Dieser Ebene des Miteinanders verweigert sich Connell kontinuierlich, denn sie würde eine Frauen und Männer gleichermaßen umfassende kritische Sicht erfordern.

3. – Die Faszination des Connell'schen Konstrukts „hegemoniale Männlichkeit“ liegt in der Erfahrung gegründet, dass sich bestimmte Männlichkeitsbilder gesellschaftlich herausbilden und reproduzieren. In einer gewissen Weise schafft diese Anschauung Entlastung. Denn der Einzelne ist durch die Gesellschaft zu dem geworden, was er ist. Doch auch hier greift Connell deutlich zu kurz, indem sie *ein* Männlichkeitsbild als bestimmend ansieht und dabei die „hegemoniale“ Kraft anderer Geschlechterbilder vernachlässigt. Auch hierzu ein paar Beispiele:

Beispiel 1: Durch die PISA-Diskussion wurde deutlich, dass Jungen in unserem Schulsystem benachteiligt sind. Diese Benachteiligung ist Folge eines Bildes vom „richtigen Schüler“, dem Jungen noch weniger als Mädchen zu entsprechen vermögen. Ein zentrales Merkmal dieses Bildes ist die Verkopfung von Bildung und Entwertung des natürlichen Bewegungsdrangs und von Entdeckerfreude. Unterstützt wird dies u.a. durch eine zunehmend flächendeckende und vor allem Jungen treffende Medikalisation mit Ritalin.

Beispiel 2: Es gibt eine „Hegemonie der Gutmenschen“, die ich bereits weiter oben ansprach. Menschen aus bestimmten sozialen Gruppen werden von vornherein schon deshalb als „gut“ etikettiert, weil sie dieser Gruppe angehören. Man braucht sich nur feministisch gefärbte Fernsehberichte über Frauen anschauen: Unternehmerinnen, Fernsehstars, Sozialwissenschaftlerinnen, Arbeitslose, Bundeskanzlerinnen usw. usf. werden oft nur deshalb positiv dargestellt, weil sie Frauen sind. Dies ist eine Diskriminierung, die Frauen nicht verdient haben, die aber in hegemonialer Weise den gesellschaftlichen Diskurs beeinflusst. Das trifft übrigens ebenso auf Homosexuelle zu, die auch von Connell in undifferenzierter Weise als „bessere Männer“ beschrieben werden. In der mir sehr vertrauten AIDS-Prävention hat sich eine Art „homosexuelle Hegemonie“ herausgebildet, bei der bestimmte Formen der Beziehungsgestaltung oder auch des Lebens von Sexualität nicht angefragt werden dürfen, weil die Akteure MSM („Männer, die Sex mit Männern haben“) sind [8].

Beispiel 3: Männern begegnet in unserer Gesellschaft eine klare Anweisung, was sie zu tun haben, um „gut“ zu sein: Vor allem die Bedürfnisse der Frauen zu verstehen. Man möge sich nur einmal alte Filme anschauen, um zu erkennen, dass es sich dabei um kein neues Phänomen handelt. Heutzutage wird dieses Bild unter anderem auch in der gesellschaftlichen Vermittlung von Sexualität transportiert. Rücksicht und Verständnis sind zentrale Zielvorgaben einer „hegemonialen Männlichkeit“, von der nach meiner Einschätzung mehr Männer infiltriert sind als von dem Männerbild, das Connell als dominant postuliert – zumindest in unserer postmodernen Gesellschaft. Als zentrales Problem dieses bestimmenden Männerbildes sehe ich die Fortsetzung der Externalität. Männer sollen eben weiterhin nicht auf ihre eigenen Bedürfnisse achten, sie sollen sich selbst nicht wahrnehmen.

Dass Connell selbst hegemoniale Geschlechterbilder vertritt und gar kein Interesse an einer Veränderung des Männerbildes hat, ist zentral zu kritisieren. Sie will keinen anderen Mann, sie will die Entfremdung von Männern fortsetzen und verstetigen. Das ist die tiefe Tragik Connells: Sie bewegt sich in ihren Anschauungen keinen Schritt weiter. So sehr sie viele Männerprobleme anspricht und die gesellschaftlichen Folgen beklagt, so wenig zeigt sie wirklich einen Ausweg. Vielmehr verdeckt sie – indem sie ein zugegebenermaßen sehr problematisches Männerbild als gesellschaftsbestimmend aufzeigt – andere hegemoniale Tendenzen, die nicht weniger problematisch für Männer wie für Frauen sind.

Die Diskussion über diese unterschiedlichen hegemonialen Tendenzen in den Geschlechterbildern unserer Gesellschaft erweist sich damit erst in den Anfängen und sollte so komplex geführt werden, wie es die Machtstrukturen in sozialen Beziehungen sind.

Anmerkungen

[1] <http://www-personal.edfac.usyd.edu.au/staff/connell/>

[2] „Der gemachte Mann“, Verlag für Sozialwissenschaften, 3. Aufl. 2006

[3] Diesen Satz hatte ich bereits geschrieben, noch bevor ich von der Transsexualität Connells erfuhr. Möglicherweise ließe sich Connells Werk nun sehr viel besser unter ihrem persönlichen Schicksal verstehen. Andererseits arbeitet Connell weiterhin als Professorin und bezeichnet sich als Männerforscherin. Sie ist in diesem Anspruch auch weiterhin ernst zu nehmen und zu kritisieren. Das Problem liegt auch nicht in ihrer persönlichen Entwicklung, sondern in ihrer wissenschaftlichen Unseriösität, die mit ihrer persönlichen Entwicklung vielleicht eine Erklärungsfolie, aber keine Rechtfertigung findet.

[4] Toni Schofield, Robert W. Connell, Linley Walker, Julian F. Wood, Diane L. Butland: Das Konzept des Geschlechterverhältnisses in Forschung, Politik und Praxis. In: Klaus Hurrelmann, Petra Kolip (Hrsg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich. Verlag Hans Huber Bern 2002

[5] Wenn nur Connell selbst zu einer wissenschaftlichen Auswertungsmethode gegriffen hätte! Zahlreiche von ihr angeführte Beispiele lassen jedoch erkennen, dass sie „phänomenologisch“ die Interviewabschnitte, die ihr gut gepasst haben, einfach aufgelistet und in ihrem Sinne interpretiert hat. Dabei hat sie die Aussagen der Interviewten – je nachdem, wie es ihrer Ideologie entsprach – entweder bestätigt oder entwertet. Wissenschaftlich fundiert ist dieses Arbeiten nicht.

[6] Hans-Joachim Maaz: Der Lilith-Komplex. Die dunklen Seiten der Mütterlichkeit. Verlag C.H. Beck, S. 69

[7] Ich nehme an, dass das für viele Leser „harter Tobak“ sein wird. Ich bin jedoch selbst im sozialen Feld tätig und weiß, wovon ich spreche.

[8] Um hier nur ein Beispiel anzuführen: Ein verheirateter Mann behauptete in einem Beratungsgespräch allen ernstes, dass sein sexuelles Abenteuer deswegen nicht als Fremdgehen angesehen werden kann, weil er bisexuell ist. Die sich darin äußernde Sicht von Bisexualität als selbstverständlicher Zwang des Auslebens jenseits aller Beziehungskonstellationen wird in der Szene als normal angesehen und ist daher „hegemonial“.



Dr. Matthias Stiehler

Erziehungswissenschaftler, Psychologischer Berater, Theologe und Vorsitzender des *dieg*.

► Dresdener Institut für Erwachsenenbildung und Gesundheitswissenschaft e.V. (*dieg*), Augsburger Straße 62, 01309 Dresden, www.dieg.org, matthias.stiehler@dieg.org